

Michael Makropoulos

**Das Hansaviertel in Berlin  
und die Selbstbegründung der Mittelschichtgesellschaft<sup>1</sup>**

Im Folgenden geht es um Vergangenheit, um Zukunft und um einen soziologischen Aspekt des Hansaviertels, der zwar schon einmal gesehen, aber nicht wirklich zureichend begriffen worden ist. Ich beginne mit einer längeren Passage aus dem Geburtstagsartikel der *Süddeutschen Zeitung* für das Hansaviertel, in der die wesentlichen Motive dieser Konstellation versammelt sind:

*„Der Sommer 1957: In Berlin wird die Internationale Bauausstellung im Tiergarten eröffnet – auf einem Areal, das im Zweiten Weltkrieg als Ruinenlandschaft hinterlassen wurde. Die Sonne scheint auf das Herzstück der Interbau: das neue Hansaviertel, die Stadt von morgen. Theodor Heuss trägt einen Panamahut und einen leichten, sommerlichen Anzug. Der junge Architekt Werner Düttmann steht dem Bundespräsidenten zur Seite. Man lacht in die Kamera, in die Sonne und vor allem in die Zukunft. Rund um die Siegessäule parken elfenbeinweiße VW-Käfer. Väter, Mütter und Kinder bevölkern die Cafés unter den luftigen Hollywood-Schaukeln der Ausstellungsseilbahn. Das Wort Moderne wird in solchen Momentaufnahmen zu einem Sehnsuchtsort. Berlin war Utopia: ein Versprechen auf Spielplätze, Schulen und Grünflächen. Auf Kaufhäuser und Autos. Und auf helle Wohnungen für alle: mit einem als Nachkriegsglück empfundenen Blick auf den Horizont. Nichts ist der Gegenwart mehr abhanden gekommen als jener Futurismus der Nachkriegsmoderne, der mittlerweile nicht mehr von Wolf Jobst Siedler oder Tom Wolfe, sondern von Hinz und Kunz diskreditiert wird. Ausgebrochen ist eine geradezu volksfesthafte Rekonstruktivitis: Es werden Stadtschlösser rekonstruiert und Rathäuser. Dazu Villen und Straßenzüge. Nach historischem Vorbild (oder ohne, was soll's) entstehen ganze Viertel, die dem New Urbanism ergeben sind – und die wie berauscht von der eigenen Popularität, sowohl das Motiv des Malerischen wie auch das Motiv des Erhabenen erproben. Die Fabrikanten vorpatinierter Kupferbleche freuen sich darüber ebenso wie pensionierte Senatsbaudirektoren. Irgendwann wird Deutschland aussehen wie die Berliner Republik, und die*

---

<sup>1</sup> Transskribierte Fassung meines weitgehend frei gehaltenen Vortrags auf einem Symposium zur 50-Jahr-Feier des Hansaviertels am 22. September 2007 in Berlin.

*Berliner Republik wird aussehen wie ein Sofa im Adlon: auf billige Weise teuer und auf kultivierte Weise parvenühaft. Da tut es gut, im Berliner Hansaviertel einer Architektur zu begegnen, die gegen die Ästhetik der Stalinallee in Ost-Berlin gerichtet war und zudem mehr im Sinn hatte, als die Charta von Athen ins Deutsche zu übersetzen. Das Hansaviertel war – und darauf käme es auch heute an – eine gewaltige Sozialutopie.“<sup>2</sup>*

Vielleicht ist der Begriff der Sozialutopie hier etwas deplaziert: Sozialutopien gehören schließlich seit dem 16. Jahrhundert genau dort zum politischen Denken, wo dieses ‚aufs Ganze‘ geht, wo eine neue Totalität der politisch-sozialen Erfahrung konstruiert werden soll – und zwar dadurch, dass das Prinzip der wissenschaftlich-technischen Naturbeherrschung auf die sogenannte ‚zweite‘, die soziale Natur des Menschen angewendet wird; wo es also darum geht, mit wissenschaftlich-technischen Mitteln das Soziale und seine unkalkulierbaren Kräfte zu ordnen, in den Zustand einer definitiven Form zu bringen und auf diese Weise eine ideale Gesellschaft herzustellen. Sozialutopien sind tatsächlich der Versuch, die soziale Welt mit Hilfe wissenschaftlich-technischer Rationalität in eine definitive Ordnung zu bringen. Und ich meine, dass schon deshalb der Begriff der Sozialutopie hier überzogen ist: Es geht in Sozialutopien im strikten Sinne am Ende immer darum, die Geschichte definitiv stillzustellen, in einem idealen Entwurf stillzustellen, der genau deshalb definitiv ist, weil er nicht überboten werden kann, denn sonst wäre es ja auch kein idealer Entwurf.

In dieser Tradition der Sozialutopie, so scheint mir, stand auch die zwangsförmige Seite dessen, was wir hier bereits ausführlich als ‚Fordismus‘, also als Projekt gesamtgesellschaftlicher Durchsetzung betriebrationaler Organisationsprinzipien, diskutiert haben. Das fordistische Dispositiv, wie ich diese sehr besondere Mischung aus Diskursen, Praktiken und Techniken nennen will, hat schließlich diese präskriptive Seite, diese erzieherische Seite, und zwar erzieherisch nicht im Sinne einer Moralerziehung, sondern einer Erziehung durch die Gestaltung der Objekte und der Beziehungen zu ihnen, einer Erziehung, die gewissermaßen sensorisch sein sollte, einer Erziehung, die nicht auf die innere Verfassung der Subjekte zielte, sondern auf die äußeren Bedingungen ihrer Lebensführung, eine Erziehung also, deren strukturelle Basis nicht nur Medien und Konsum, sondern auch Architektur und Raumorganisation waren. Dieses Moment des fordistischen Dispositivs ist es gewesen, was seine zwangsförmige Seite ausmacht. Sie ist ein entscheidendes Moment jener Idee einer rationalen, am funktionellen Optimum

---

<sup>2</sup> Gerhard Matzig: „Eine Erinnerung an die Zukunft“, in: *Süddeutsche Zeitung*, 12.5.2007.

orientierten Gesellschaftsorganisation im 20. Jahrhundert, die immer wieder zu einem politischen und vor allem zu einem intellektuellen Projekt geworden ist – wobei in diesem fordistischen Dispositiv geradezu so etwas wie ein Kult der Optimierung, der Steigerung, der Leistungsanheizung zelebriert wird, ein Kult der Optimierung, der seine Ergänzung in der beschleunigten räumlichen Mobilität findet. Auch darüber ist bereits gesprochen worden, und ich will dem in der Sache nichts hinzufügen. Es ist jedenfalls dieses Dispositiv der rationalen Sozialorganisation, was dann in den sogenannten ‚postmodernen‘ Kritiken der rationalistischen Moderne kritisiert worden ist – und übrigens nicht nur in den ‚postmodernen‘ Kritiken, sondern auch in dem, was seit etwa 10-15 Jahren in den Sozialwissenschaften unter dem Label der ‚vielfältigen Moderne‘ als Kritik der einen universellen Modernisierungserzählung propagiert wird und was nichts anderes ist als eine etwas weichgespülte und letztlich parasitäre Variante der eigentlich ‚postmodernen‘ Kritik, die vor allem auf eines hinauslief, nämlich auf eine Kritik der totalitären Seite eben dieses fordistischen Dispositivs und eben dieser Idee einer durchgreifenden rationalen Gesellschaftsorganisation im technokratischen Sinne.

Die ‚Postmoderne‘ hat zu Recht das Totalitäre am Fordismus verworfen. Aber selbst wenn der Begriff der „Sozialutopie“ für das Hansaviertel nicht wirklich deplaziert sondern einfach nur irreführend wäre – ganz gewiß ging es nicht um eine „gewaltige“ Sozialutopie, wie Gerhard Matzig, der Autor dieses Geburtstagsartikels schreibt. Denn das Hansaviertel hat schließlich nichts Maßloses: Auch die größten Bauten sind gerade keine Überwältigungsarchitekturen; nichts schüchtert ein und – das muß man hinzufügen – nichts borgt beim Erhabenen, so wie es ja durchaus die Bebauung der Stalinallee tut, die ja gebaute Erhabenheit sein möchte. Und die gerade darin im Grunde keine sozialistische, sondern eine ausgesprochen bürgerliche Ästhetik zum Ausdruck bringt. Vielleicht ist das ein Grund für die Offenheit, die die Bauten des Hansaviertels dem gegenüber auch heute noch ausstrahlen: Nichts an ihnen ist die gebaute räumliche, ästhetische, pädagogische und am Ende ja eben doch immer politische Nötigung zu einem kollektiv bindenden Verhalten. Diese Nötigung hat sich die Architektur allerdings immer wieder zu Eigen gemacht, wenn sie nicht nur der ‚bloße‘ Ausdruck einer Gesellschaft sein sollte und nicht nur Symbolisierung einer Sozialverfassung, sondern das Instrument ihrer Hervorbringung, wenn Architektur also gesellschaftsformativ sein sollte und wenn es darum ging, Vergesellschaftung durch Architektur zu erzielen. Das heißt, diese Nötigung zu einem kollektiv bindenden Verhalten war immer dann im Spiel, wenn Architektur das Medium einer anonymen, einer objektvermittelten und deshalb viel wirksame-

ren Macht sein wollte, als es eine traditionelle Autorität jemals hätte sein können. Wenn die Architektur „den Platz des Königs“ einnahm – wie einmal im Anschluss an Michel Foucault gesagt worden ist –, wenn sie gestalterische Souveränitätsansprüche erhob, dann ist genau das der Fall, dann wurde sie zum Instrument dieser vielfältigen Nötigung.<sup>3</sup>

Nun sollte allerdings auch das Hansaviertel eine „formende Lebenshülle“ für die Gesellschaft sein; es sollte „formende Wirkung (...) auf das Dasein und Zusammenleben der Menschen“ haben, heißt es programmatisch im Interbaukatalog von 1957. Die Begründung für dieses Programm, formende Hülle zu sein, war allerdings sehr konventionell, um nicht zu sagen, sie war so industriegesellschaftlich zeitgeistig, dass nichts wirklich Utopisches in ihr steckt. Ich zitiere Karl Otto, „Idee und Ziel der Ausstellungsabteilung ‚Die Stadt von morgen‘“:

*„Mit der Entwicklung unserer technischen Welt stimmen unsere Städte am wenigsten überein. In überkommenen Stadtgefügen verkrustet, verharren unsere Städte in steinernen, bodengebundenen Traditionen und versagen gegenüber den Aufgaben, die unsere Zeit an sie stellt. Im Vergleich zu den Bedürfnissen und Möglichkeiten unserer technisch-industriellen Arbeitsformen ‚funktionieren‘ unsere Städte nicht mehr. Dem in Unordnung geratenen Stadtgefüge entspricht die Gestaltlosigkeit unserer Städte. Der Mangel an eigener Gestalt verhindert aber jede formende Wirkung der Stadt auf das Dasein und Zusammenleben der Menschen. Im Vergleich zu vergangenen Epochen mit ausgeprägten Stadtgestalten versagen unsere Städte heute als formende Lebenshülle für die Gesellschaft.“<sup>4</sup>*

Ich meine, das ist zwar funktionalistischer, oder genauer gesagt: funktionalistisch-produktivistischer Mainstream, aber das ist nicht wirklich etwas Utopisches. Es ist tatsächlich das, was die Funktion der modernen Stadt sein sollte, wenn man etwa an Le Corbusiers Stadtutopien denkt. Deshalb nochmal: Worin könnte die Utopie überhaupt bestanden haben, wenn es denn eine Utopie gab bei der Erbauung des Hansaviertels? Wenn man diese Frage im Horizont der ‚postmodernen‘ Architekturkritik vornehmlich der 1980er Jahre beantwortet – die übrigens gleichzeitig und personengleich zum Teil die Avantgarde der historisierenden Stadtrekonstruktion war und ist –, dann

<sup>3</sup> François Ewald: „Eine Macht ohne Draußen“, in: ders./Bernhard Waldenfels, *Spiele der Wahrheit, Michel Foucaults Denken*, Frankfurt/Main 1991, S. 163-170.

<sup>4</sup> Karl Otto: „Idee und Ziel der Ausstellungsabteilung ‚Die Stadt von morgen‘“, *Interbau-Katalog*, Berlin 1957, S. 35.

war diese Utopie die „moderne, genormte Sozialwohnung“ und das Hansaviertel war ihre wirksame „Propagandaschau“. Das liest sich im sozialkritischen O-Ton eines – so möchte ich sagen – verkrampften Antimodernismus von 1984 dann so:

*„Als die von 1956 auf 1957 verschobene Interbau endlich am 6. Juli eröffnet wird, bleiben angesichts der sichtbaren und ins Rampenlicht gerückten ‚Individualitäten‘ der internationalen Architektenelite die weniger sichtbaren Produktionsbedingungen dieses neuen Viertels diskret im Hintergrund. 992.950 Besucher werden gezählt. Die Ausstellung erweist sich auch als wirksame Propagandaschau für die moderne, genormte Sozialwohnung. Tatsächlich sind 1.208 Wohnungen der insgesamt 1.256 geplanten Wohnungen des neuen Hansaviertels Sozialwohnungen mit einer Grundmiete von zumeist 1,43 DM/qm (...). Angesichts des bisher gewohnten Mietniveaus von 1,10 DM/qm werden diese Mieten ‚von den Berliner Besuchern teilweise als hoch oder gerade noch tragbar‘ empfunden. Die ‚Stadt von morgen‘ ist von der Miete, vom Design und von der Inszenierung her kein Wohnungsbau für die ‚breiten Schichten des Volkes‘. (...) Als ‚Stadt von morgen‘ demonstriert das Neue Hansaviertel gleichzeitig das erwünschte Lebensmodell von morgen: Ziel ist der neue Mensch als individualisierter Hausbewohner, als Autofahrer, als Mitglied der nivellierten Mittelstandsgesellschaft. (...) Die herrschende, von den Architekten mitgedachte Utopie der neuen Stadt rechtfertigt die kostspielige Zerstörung der alten Stadt, an die heute im Hansaviertel noch der inzwischen modernisierte Altbau an der südlichen Klopstockstraße erinnert, den die Hansa AG nicht hat erwerben und das Bezirksamt daher nicht hat abreißen können.“<sup>5</sup>*

Daß in den zeitgenössischen Dokumenten zur Interbau 1957 – jedenfalls soweit sie mir bekannt sind – nicht von einem „neuen Menschen“ die Rede ist, sondern allenfalls von einer „neuen Gesellschaft“ und dass dies möglicherweise von Bedeutung ist, will ich hier einmal beiseitelassen; das sei geschenkt. Es ist ja so: Wenn es um Geschichtspolitik geht, greift man zu den stärksten diskursiven Waffen und der „neue Mensch“ ist, zumal in der bundesrepublikanischen Diskussion der 80er und der 90er Jahre, eben eine der stärksten Waffen gegen jeden Versuch einer Gesamtplanung, sei sie politisch, sei sie aber auch architektonisch. Der „neue Mensch“ ist spätestens in den ‚postmodernen‘ Kritiken der Moderne eigentlich eine diskreditierte Figur und genau diese Diskreditiertheit des „neuen Menschen“ wird hier ins Feld geführt, um zu skandalisieren, was argumentativ nicht wirklich

<sup>5</sup> *Berliner Topografien*, Nr. 2, Sept. 1984, Verlag Ästhetik & Kommunikation, S. 17.

abgewiesen werden kann. Auch ein Zweites sei geschenkt: Dass die „Stadt von morgen“ nicht nur „von der Miete“ her, sondern auch „vom Design (...)“ her kein Wohnungsbau für ‚die breiten Schichten‘ des Volkes“ sei, ähnelt sehr dem Argument, mit dem in der Stalinallee die klassizistische Bebauung gegen die Formsprache des Neuen Bauens begründet und durchgesetzt wurde.<sup>6</sup> Aber das alles nur nebenbei.

Schwieriger wird die Sache, wenn es um die „nivellierte Mittelstandsgesellschaft“ geht. Auch das ist hier eine Skandalisierungsfigur – und keineswegs nur eine rhetorische. Auch das ist eine diskursive Figur, die in despektierlicher Hinsicht eingeführt wird, und zwar mit einer derartigen Selbstverständlichkeit, dass die Formel im Text nicht einmal mit Anführungszeichen als Zitat ausgewiesen wird, sondern einfach so im Fluss steht, so als wüßte 1984 jeder, was es denn damit auf sich habe, mit dieser „nivellierten Mittelstandsgesellschaft“. Die Formel wird nicht als Zitat ausgewiesen, obwohl man durchaus weiß, dass es eine Formel ist, die vom Soziologen Helmut Schelsky stammt und eine Prägung ist, mit der er den Versuch unternommen hat, die bundesrepublikanische Gesellschaft der 50er Jahre zu beschreiben. Wohlgermerkt, es ist eine Beschreibungsformel, keine Erfindungsformel. Die Formel macht nicht die Sache, sondern die Formel ist der Versuch, einen Sachverhalt zu beschreiben, der historisch-empirisch entstanden ist. Sie wird aber im Text der „Berliner Topografien“ von 1984 gerade nicht als Beschreibungsformel eingesetzt, sondern als ideologisches Versatzstück verwendet – als ideologisches Versatzstück im Übrigen, auf dessen Verwendbarkeit in diesem Sinne Schelsky selbst schon reflektiert hatte. Es ist eine Formel, mit der die gesellschaftliche Entwicklung moderner Gesellschaft im allgemeinen, moderner Industriegesellschaft im allgemeinen, aber speziell die der Bundesrepublik gefasst werden sollte und die zum ersten Mal 1956 einem breiteren Publikum bekannt wurde, da aber gleich in mehreren Publikationen, sodaß schon 1956 die Formel von der „nivellierten Mittelstandsgesellschaft“ eine relativ breite Verbreitung und eine entsprechende, zumindest innersoziologische Diskussion gefunden hat.

„Nivellierte Mittelstandsgesellschaft“: Was als Skandalisierungsformel verwendet wird in diesem städtebaukritischen Text von 1984, der gegen die Moderne und speziell gegen die „Propagandaschau für die moderne, genormte Sozialwohnung“, die das Hansaviertel angeblich sein soll, gerichtet

---

<sup>6</sup> Vgl. Hermann Henselmann: „Sozialistischer Realismus und architektonische Gestalt: Der Strausberger Platz und die Karl-Marx-Allee Ost“, in: *Berlin Karl-Marx-Allee*, Hg. von der Architektenkammer Hessen, Hamburg/Berlin/Dresden 1997, S. 44-51, hier S. 50.

ist, war eine soziologische Selbstbeschreibung der 50er Jahre in Westdeutschland, die später zu einer politischen Ideologie geworden war und die noch später gewissermaßen zum Anker und zum Inbegriff wurde, in dem sich der gesamte Hass der 70er und 80er Jahre auf die 50er Jahre verdichtet hat – jener Hass, der natürlich zunächst einmal die restaurative Seite der 50er Jahre in den Vordergrund gestellt hat; jener Hass, der in gewisser Weise noch immer weiter wirkt, und der sich nicht nur daran entzündet, dass es politische Kontinuitäten zwischen dem Dritten Reich und der Bundesrepublik auch bei den Architekten gegeben hat.<sup>7</sup> Dieser Hass auf die 50er Jahre ist ein Hass, der auch in der besonderen Funktion gründet, die das Hansaviertel im Kontext des Wiederaufbaus in Berlin hatte. Und ich denke, in diesem Kontext muss dann auch nicht nur die Kritik in dieser Schrift von 1984 gesehen werden, sondern auch die Alternative, die dagegen gestellt wurde, eben die Rekonstruktion der alten „europäischen Stadt“, die freilich nichts anderes war als die bürgerliche Stadt des 19. Jahrhunderts, minus ihrer hochverdichteten Elendsquartiere.

Was ist mit der Formel „nivellierte Mittelstandsgesellschaft“ gemeint? Ich will es aus dem einschlägigen Text von Schelsky in einigen wenigen Passagen zitierend und kommentierend entwickeln, wobei das Bemerkenswerte, darauf will ich gleich vorab hinweisen, ist, daß für Schelsky diese „Mittelstandsgesellschaft“ – er denkt das Ganze noch in ständischen Kategorien – in der Tat auch eine spezifisch deutsche Nachkriegskomponente hat, die sich in dieser spezifischen Form der Nivellierung realisiert. Ich zitiere aus dem thematisch zentralen Aufsatz „Gesellschaftlicher Wandel“, zuerst und gleich mehrfach 1956 publiziert:

*„In der deutschen Gesellschaft der zwei letzten Generationen sind vor allem umfassende und strukturell tief greifende soziale Aufstiegs- und Abstiegsvorgänge zu verzeichnen. Zunächst kommt der kollektive Aufstieg der Industriearbeiter, der mehr individuell vor sich gehende im Erfolg aber ähnlich breite Schichten umfassende Aufstieg der technischen, kaufmännischen und Verwaltungsangestellten um den neuen Mittelstand der industriellen Gesellschaft von unten her an der Schließung der großen sozialen Flucht gearbeitet. Mit diesen Aufstiegsprozessen kreuzen sich in etwas jüngerer Zeit breite soziale Abstiegs- und Deklassierungsprozesse, die im ersten Weltkrieg begannen, in den Jahren nach 45 in den Heimatvertreibungen und anderen Arten der Deklassierungen und des Besitzverlustes gipfelten*

---

<sup>7</sup> Vgl. Werner Durth: *Deutsche Architekten. Biographische Verflechtungen 1900-1970*. München 1992 (1986), bes. S. 313ff.

*und besonders die Schichten des ehemaligen Besitz- und Bildungsbürgertum betroffen haben. Das Zusammentreffen dieser sich begegnenden Richtungen des sozialen Auf- und Abstiegs führte zu einem Abbau der Klassengegensätze, zu einer sozialen Nivellierung der Gesellschaft in einer sehr breiten verhältnismäßig einheitlichen Gesellschaftsschicht, die ebenso wenig proletarisch wie bürgerlich genannt werden kann.“<sup>8</sup>*

Ich meine, daß hier ein Unterschied, ein klarer Unterschied zur amerikanischen Situation vorliegt, der darin besteht, dass der soziale Aufstieg mindestens so sehr wie der Abstieg des Bürgertums und seiner gesamten Kultur für die gesellschaftliche Wirklichkeit in der Bundesrepublik entscheidend ist, so dass die deutsche Mittelschichtgesellschaft nach 1945 nicht vollständig im amerikanischen Modell aufgeht, das diesen Niedergang einer bürgerlichen Klasse nicht kennt und das gleichwohl gerade von seiner konsumbasierten Seite her durchaus für die bundesdeutsche Gesellschaft ein Modell ist. Wir haben es eben nicht nur mit der Übernahme des amerikanischen Gesellschaftsmodells zu tun, sondern auch mit dem Erschöpfen einer europäischen Tradition der bürgerlichen Gesellschaft – und das ist, glaube ich, nicht unwichtig für diese ganze Problematik der Mittelschicht, die dann in der ‚Postmoderne‘ und bis heute wiederum zum Versuch der Wiedererstarkung einer idealtypischen Bürgerlichkeit oder zumindest der Reaktivierung – ich will nicht sagen: Reanimierung – bestimmter kultureller Werte gewendet werden kann, die die bürgerliche Gesellschaft gehabt haben soll. Ich sage das bewusst so vorsichtig, denn es handelt sich bei dieser Reaktivierung ja keineswegs um die alte bürgerliche Gesellschaft, für die Karl Marx noch den Begriff der Bourgeoisie reserviert hatte; um diese soll es in den gegenwärtigen Beschwörungen der bürgerlichen Gesellschaft ja gerade nicht gehen, sondern um eine neue Bürgerlichkeit, die eine andere Bürgerlichkeit sein soll als die der Bourgeoisie des 19. Jahrhunderts und des frühen Kapitalismus. Gleichwohl ist es aber eine Bürgerlichkeit die gegen industriegesellschaftliche Nivellierung stehen soll. Ich zitiere Schelsky:

*Der „relativen Angleichung der wirtschaftlichen Positionen und der weitgehenden Einheitlichkeit des politischen Status folgt vor allem auch eine Vereinheitlichung der sozialen und kulturellen Verhaltensformen und Daseinswünsche (sic!) in einem Lebenszuschnitt, den man, gemessen an der alten Schichtenstufung, etwa an der ‚unteren Mitte‘ lokalisieren muss. Man könnte ihn als ‚kleinbürgerlich mittelständisch‘ bezeichnen, wenn diese Begriffe nicht durch ihren Klassencharakter zu alten Missverständnissen führ-*

---

<sup>8</sup> Helmut Schelsky: „Gesellschaftlicher Wandel“, in: ders., *Auf der Suche nach Wirklichkeit, Gesammelte Aufsätze*, Düsseldorf-Köln 1965 (1956), S. 337-351, hier S. 339f.

*ten. Dieser verhältnismäßig einheitliche Lebensstil der nivellierten Mittelschichtsgesellschaft – wie ich diese Sozialstruktur einmal vorläufig nennen möchte – wird nämlich keineswegs mehr durch die alten Klassenkennzeichen bestimmt, sondern diese neue ‚mittelständische‘ Lebensform erfüllt sich und gewinnt ihr soziales Selbstbewußtsein darin, fast einheitlich an den materiellen und geistigen Gütern des modernen Zivilisationskomforts teilzunehmen.“<sup>9</sup>*

„Fast einheitlich an den materiellen“ – das wären die Konsumgüter – „und geistigen Gütern des modernen Zivilisationskomforts teilzunehmen“ – das wären die Güter der „Kulturindustrie“ –: Hier liegt der eigentlich entscheidende Punkt, der eine weitere Differenz zwischen der deutschen und der amerikanischen Situation der 50er Jahre ausmacht. Offenbar hat Schelsky hier nämlich etwas im Sinn, das über die materielle und auch über die symbolische Sozialintegration des Heterogenen durch seine konsumgestützte Vermittlung hinausgeht, wie sie David Riesman und Howard Roseborough in ihrer Theorie des „Standardpakets“ an Gütern und Dienstleistungen so plastisch beschrieben haben, das zum universell gültigen Kriterium der Zugehörigkeit zur Mittelschicht wird.<sup>10</sup> Schelsky betont, dass hier noch etwas anderes im Spiel ist, was über diese materielle Dimension hinausgeht, aber gleichwohl zu einem eigenen Bestand dieser Mittelschicht gehört, das nämlich so etwas wie eine eigene geistige Dimension der Mittelschicht existiert, von der er allerdings nicht weiter ausführt, wie diese aussehen könnte. Was dann im Text folgt – und das will ich nicht ausführlich zitieren – ist in der Tat eine Überlegung, in wieweit diese Mittelschicht sehr stark durch eine spezifische Kultur bestimmt wird. Und zwar nicht nur von der Kultur der „Kulturindustrie“ im engeren Sinn der organisierten massenhaften Herstellung von Unterhaltung in der Freizeit, sondern in einem Sinne von „Kultur“, der ein ganzes Weltverhältnis bezeichnet.<sup>11</sup> Hier gehen natürlich auch amerikanische Konzepte ein, wenn man etwa an Riesmans Analyse der amerikanischen Gesellschaft und die Rolle der Massenmedien denkt, die in den USA in diesen Jahren entscheidend für das Selbstbewußtsein einer Mittelschicht sind, die sich nicht nur durch das „Standardpaket“ als Mittelschicht identifiziert, sondern auch durch eine ganz bestimmte Orientierung auf bestimmte Präferenzen der Freizeitgestaltung, des Geschmacks und der ästhe-

<sup>9</sup> Schelsky, „Gesellschaftlicher Wandel“, S. 340.

<sup>10</sup> David Riesman/Howard Roseborough: „Laufbahnen und Konsumverhalten“, in: David Riesman, *Wohlstand wofür? Essays*, Frankfurt/Main 1973 (1955), S. 17-50, hier S. 22.

<sup>11</sup> Vgl. Michael Makropoulos: *Theorie der Massenkultur*. München 2008, bes. S. 7ff, 120ff u. 127ff.

tischen Bedürfnisse.<sup>12</sup> Man kann das zum „Standardpaket“ dazuzählen, wenn man das „Standardpaket“ materialistisch fasst. Aber es geht trotzdem nicht nur darum, ob ein Fernsehapparat im Wohnzimmer steht, sondern auch darum, was in diesem Fernsehapparat angeschaut wird – unter der Voraussetzung, daß man überhaupt eine Auswahl hat und zwar eine Auswahl nicht nur in quantitativer sondern in qualitativer Hinsicht, also unter der Voraussetzung, daß es nicht nur mehrere Programme gibt, sondern daß sich diese Programme auch wirklich voneinander unterscheiden.

Ich sagte schon, daß Schelsky wiederholt darauf hingewiesen hat, daß sich dieser Begriff der Mittelschicht oder der „nivellierten Mittelstandsgesellschaft“ vorzüglich ideologisieren läßt.<sup>13</sup> Das ist tatsächlich auch immer wieder geschehen. Und es ist immer wieder dort geschehen, wo es darum ging, egalitäre Gesellschaftstendenzen in politischer Hinsicht herbeizukonstruieren, das heißt vor allem: herbeizudiskursivieren. Ein ganzer öffentlicher Diskurs dreht sich in der Bundesrepublik der 60er Jahre um die Frage, inwieweit ihre Bewohner in einer Gesellschaft leben, die einem dieser soziologischen Schaubilder zufolge einer Zwiebel entspricht: oben eine kleine Spitze, unten ein ganz, ganz winziger Sockel und in der Mitte ganz breite Ausbuchtungen, eben die Mittelschicht. Die sozialstrukturelle Zwiebel war mindestens in den 60er Jahren im Grunde das allgemein akzeptierte Leitbild einer politisch-sozialen Integration, eben der Sozialintegration einer Mittelschichtgesellschaft und sie war ein Modell, das absolut positiv war, denn es war ein Gesellschaftsmodell, das von vornherein überhaupt keine Stelle mehr hatte, an der auch nur der leiseste Extremismus Fuß fassen könnte, weder in klassentheoretischer noch in politischer Hinsicht. Und in gewisser Weise auch nicht in ästhetischer Hinsicht, weil die avantgardistischen Impulse der Klassischen Moderne in der Werbung zum warenästhetischen Inventar transformiert worden waren.

Nun ist diese Vorstellung der Nivellierung, von der hier die Rede ist – und die, das will ich noch einmal betonen, zusammengeht mit der doppelten Bewegung des sozialen Aufstiegs und des sozialen Abstiegs – nun ist diese Nivellierung zunächst einmal ein Resultat von etwas, das für moderne Gesellschaften strukturell zum Kernbestand gehört, aber in den 50er Jahren in Deutschland auch zu einer politischen Option wurde und entsprechend auch

<sup>12</sup> David Riesman: *Die einsame Masse. Eine Untersuchung der Wandlungen des amerikanischen Charakters*. Mit einer Einführung in die deutsche Ausgabe von Helmut Schelsky. Reinbek 1958 (1950), bes. S. 137ff.

<sup>13</sup> Vgl. Helmut Schelsky: „Die Bedeutung des Klassenbegriffes in Westdeutschland nach 1945“ (1961), in: ders., *Auf der Suche nach Wirklichkeit*, S. 352-388, bes. S. 369ff.

zu einem ideologischen Versatzstück, nämlich die soziale Mobilität. Soziale Mobilität, kann man sagen, ist das zentrale Moment einer Gesellschaft, in der es keine Bindung an Traditionen sozialstruktureller Art gibt, in der man beispielsweise nicht mehr gezwungen ist, den Beruf des Vaters auszuüben, in der man imstande ist, sich den eigenen Beruf frei auszusuchen – wenn auch mit dem Risiko, dass dieser Beruf vielleicht zu nichts führt. Die Freiheit von tradierten sozialstrukturellen, aber auch von tradierten kulturellen Bindungen führt als wünschbare soziale Mobilität zu etwas, das über ein schlichtes Aufstiegs- und Abstiegmodell hinaus allerdings eine strukturelle Unsicherheit in sich trägt. Diese strukturelle Unsicherheit der sozialen Mobilität kann im Grunde nur durch eine einzige Bewegung aufgefangen werden, nämlich die nach oben. Und die eigentliche These Schelskys besteht darin, dass derjenige, der in einer Gesellschaft lebt, die auf soziale Mobilität begründet ist, geradezu gezwungen ist, immer weiter aufzusteigen, um dadurch die Position zu stabilisieren, die er errungen hat. Dafür genügt der Besitz des „Standardpakets“ nicht. Es sichert nämlich nur die Zugehörigkeit zu einer sozialen Schicht, aber es stabilisiert nicht die Position in ihr.

Die Stabilisierung der prekären Positionen, die durch sozialen Aufstieg errungen sind, ist das fast ‚ontologisch‘ zu nennende Problem der Mittelschicht. Denn jede errungene Position ist eine prekäre Position, eben weil sie errungen und nicht von irgendwoher gegeben und situationstranzendent gesichert ist. Situationsimmanente Stabilisierung kann jedoch nur durch immer weiteren Aufstieg über diese Position hinaus stattfinden, sodaß gewissermaßen in diesem sozialen Modell einer Mittelschichtgesellschaft von vornherein strukturell eingebaut ist, was heute so gerne positiv ins Spiel gebracht wird, nämlich die Optimierung in allen ihren Varianten und Derivaten – und ihre Kehrseite, nämlich die beinahe panische Angst vor der Stagnation. Wenn es tatsächlich so etwas gibt, wie die Evidenz und vielleicht sogar die Unausweichlichkeit permanenter Optimierung, dann kann man sagen, dass diese Evidenz und diese Unausweichlichkeit nicht ideologisch, sondern sozialstrukturell begründet und genau deshalb für die Einzelnen, die in diese Struktur eingebunden sind, nicht verfügbar ist. Anders gesagt: Unter den Bedingungen sozialer Mobilität gibt es keinen Weg, der aus der permanenten Optimierung herausführt, und das ist eine durchaus dramatische Perspektive, wenn man etwa an ihre konkrete subjektive Kehrseite, nämlich an die ebenso permanente Versagensangst und die schleichende Depression denkt, die jeden Misserfolg begleitet wie ein Schatten.<sup>14</sup> Das

---

<sup>14</sup> Vgl. Alain Ehrenberg: *Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart*. Frankfurt/Main, New York 2004 (1998), S. 275ff.

„Standardpaket“ ist deshalb zwar in der Tat die Versicherung, daß man ähnlich ausgerüstet ist wie die eigene Peergroup, wie diejenigen, mit denen man auf gleicher Stufe steht. Es ist aber nur die Voraussetzung und nicht der Ausweis von Anerkennung. Allerdings ist auch das noch nicht alles. Es geht hier nämlich nicht nur um Anerkennung, denn das würde statische soziale Verhältnisse bedeuten, sondern um Offenheit, um Produktivität und vor allem um Steigerungsfähigkeit. Und ich meine, dass es aus diesem Grund möglicherweise ganz nützlich sein kann, diese Schriften aus den 50er Jahren heute wieder zu lesen, heute, wo die Frage der permanenten Selbstoptimierung im Kontext der vielfachen Forderung nach einem sogenannten ‚unternehmerischen‘ Selbst ganz fraglos positiv beantwortet wird – obwohl die Idee der Selbstoptimierung schon von in ihrer logischen Struktur her problematisch ist.

Ich möchte zurückkommen zur Diskursgeschichte um das Hansaviertel. Vielleicht muß die Kritik der Moderne und speziell der Modernismen der Moderne, zumindest dann, wenn sie ein intellektuelles Projekt ist, erst einmal an ein Ende geführt werden, damit man die Behauptung aufstellen kann, das Hansaviertel habe etwas Utopisches – „utopisch“ im positiven Sinne einer wünschbaren Zukunft. Wenn es für die Kritiker der 80er Jahre etwas Utopisches hatte, dann war es eine absolut negative Utopie, eine Dystopie, etwas das man möglichst hinter sich lassen will. Ich will hier gar nicht die identitätspolitische Dimension der Akteure und der Autoren dieser Texte ins Spiel bringen, die man durchaus kennt als relativ alter Berliner – wobei einer der Autoren des zitierten Textes von 1984 der besagte pensionierte Stadtbaurat ist. Dass sich von daher gewisse Verflechtungen ergeben, die sich ihrerseits heute skandalisieren lassen, ist vielleicht interessant, aber es führt eigentlich nicht weiter, wenn man nach systematischen Dimensionen von Sachverhalten sucht, die nicht in persönlichen Dispositionen und in Personenkonstellationen aufgehen. Vielleicht muß die modernisierungskritische Vergangenheitsbewältigung der ‚Postmoderne‘ tatsächlich erst vollendet werden, damit man diese Frage nach dem Utopischen des Hansaviertels noch einmal stellen kann – und vielleicht richtiger stellen kann. Diese ‚postmoderne‘ Modernisierungskritik hat in den 90er Jahren ihren Gipfelpunkt erreicht, und zwar in der Diskussion, die gewissermaßen abschließend den Fordismus im Nachgang zu Konzepten thematisiert hat, die im Anschluß an Foucaults Theorie der Disziplinargesellschaft entwickelt worden sind. Ich denke etwa an den Historiker Detlev Peukert, der den Fordismus in diesem Sinne als forcierten kulturellen Amerikanismus der 20er Jahre unter-

sucht hat.<sup>15</sup> Diese Diskussion wirft allerdings die Frage auf, inwieweit die ‚Postmoderne‘ gerade nicht unsere Gegenwart, sondern die Vorgeschichte unserer Gegenwart ist.

Vielleicht aber war Ende der 90er Jahre einfach auch die Distanz zu den Utopien, welcher Art auch immer, groß genug, um das utopische Denken selber zu historisieren. Das wäre nun meine weitergehende These, dass erst die Historisierung des utopischen Denkens selber die Möglichkeit eröffnet, utopische Gehalte in der Vergangenheit zu erkennen. Deshalb die Frage nach Vergangenheit und Zukunft und ihrem Verhältnis. Das heißt natürlich in der Konsequenz, daß man die Utopien, die vergangene Utopien sind, nicht einfach als vergangene verabschiedet, sondern daß man die Frage stellt, was ihre innere Dynamik war, was die Logik dieser Dynamik ausgemacht hat und inwiefern diese Dynamik vielleicht keineswegs historisch erledigt ist. Es bedeutet also nicht, sie einfach so zu verabschieden und als erledigte, gleichsam tote Vergangenheit zu behandeln, sondern es bedeutet, nach den vergangenen Zukünften zu fragen, die sich in diesen Utopien manifestieren. ‚Vergangene Zukunft‘, das ist die Formel des Historikers Reinhart Koselleck, mit der sich Geschichte in einer bestimmten Weise fassen lässt, nämlich nicht nur von den realisierten Handlungen ihrer Akteure her, sondern auch im Lichte ihrer handlungsleitenden Potentiale. Es ist eine Grundeinsicht Kosellecks, daß in der Moderne, das heißt seit Ende des 18. Jahrhunderts, Geschichte – oder historisches Handeln, genauer gesagt – sich nicht mehr an bisherigen Erfahrungen orientiert, sondern an künftigen Erwartungen, und daß das gewissermaßen die Richtung des Handelns vollkommen umkehrt. In einer solchen Geschichtsauffassung ist das historische Handeln nicht an Tradition ausgerichtet und nicht an Tradition orientiert, sondern an neuen Möglichkeiten, die fiktional erschlossen werden und die vor allem die Machbarkeit und die Gestaltbarkeit der Geschichte und die Machbarkeit und Gestaltbarkeit von Gesellschaft nahelegen.<sup>16</sup> Das ist, nebenbei bemerkt, auch der geistesgeschichtliche Horizont, in dem die Idee einer Machbarkeit von Gesellschaft durch Architektur überhaupt erst ihre Plausibilität bekommt. Und es ist nicht zufällig, dass diese Idee Ende des 18. Jahrhunderts dann nicht nur gedacht, sondern auch realisiert wird, näm-

---

<sup>15</sup> Detlev J.K. Peukert: *Die Weimarer Republik 1918-1933. Krisenjahre der Klassischen Moderne*. Frankfurt/Main 1987, bes. S. 166ff.

<sup>16</sup> Vgl. Reinhart Koselleck: ‚„Erfahrungsraum‘ und ‚Erwartungshorizont‘ – zwei historische Kategorien‘, in: ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt/Main 1979, S. 349-375, bes. S. 359ff.

lich bei Claude-Nicolas Ledoux.<sup>17</sup> Aber es kommt noch ein zweites Moment dazu und deshalb meine ich, daß diese Formel von der „vergangenen Zukunft“ ein bißchen wie ein Schlüssel wirkt, um diese etwas verfahrenere diskursive Situation um die Moderne der 50er Jahre und speziell das Hansaviertel aufzubrechen. Es ist ja so, daß man, je nachdem, wie man innerhalb dieser Formel die Akzente setzt, entweder von Vergangenheit oder von Zukunft spricht, also *vergangene* Zukunft oder *vergangene Zukunft*. Das ist nicht dasselbe. In dieser kleinen Verschiebung, hier, wo es fast nur um einen Betonungsakzent geht, wird nämlich das Verhältnis zur Vergangenheit selbst in eine Spannung versetzt und diese Spannung thematisch gemacht. Dieses Verhältnis ist nicht vollkommen abgeschlossen – und vielleicht ist es nie abschließbar. Als sei die Vergangenheit nie ganz abgeschlossen, nie unwiederbringlich vergangene Vergangenheit, als reichten die Erwartungen, die in einer Epoche gehegt wurden, noch in die Gegenwart hinein – wie schwach auch immer. Und wenn es nicht mehr die expliziten Erwartungen einer Epoche sein müssen, dann doch wenigstens die Hoffnungen, die impliziten Hoffnungen die in den expliziten Erwartungen und ihrem Ausdruck vorangehen, die impliziten Hoffnungen, die selten ausgesprochen werden und die oft nicht einmal bewußt sind.

„Vergangene Zukunft“, das ist in diesem doppelten Sinne auch das Hansaviertel. Es ist tatsächlich die Zukunft der Vergangenheit. Das ist immer wieder und nicht nur in den Presseberichten zu diesem Jubiläumsjahr geradezu titelhaft geworden: „Zukunft und nichts anderes“ überschrieb Iris Hanika ihre Liebeserklärung an das Hansaviertel.<sup>18</sup> Und genau das ist in der Retrospektive nach den ‚postmodernen‘ Kritiken der Moderne eben nicht nur die Zukunft der 50er Jahre – sozusagen vom Beginn der 50er Jahre aus gesehen –, sondern auch ein Stück Gegenwart. Jedenfalls schwingt etwas von dieser vergangenen Zukunft im aktuellen Diskurs über das Hansaviertel mit und das macht ihn auch exemplarisch für die wechselnde Bewertung der Architekturmoderne. Und durch die wechselnde Bewertung der Architekturmo-

---

<sup>17</sup> Diesem Zusammenhang bin ich mehrfach nachgegangen. Vgl. Michael Makropoulos: *Modernität und Kontingenz*. München 1997, S. 83ff.; Michael Makropoulos: „Vergesellschaftung durch Architektur. Gesellschaftstheoretische Aspekte der funktionellen Stadt“, in: Joachim Fischer/Hans Joas (Hg.), *Kunst, Macht und Institution, Studien zur Philosophischen Anthropologie, soziologischen Theorie und Kulturosoziologie der Moderne*, Frankfurt/Main, Campus 2003, S. 577-586 bzw. Michael Makropoulos: „Technisierung, Architektur und soziale Mobilität. Zum soziologischen Gehalt des Architektur-funktionalismus“, in: Sylvia Stoebe/Michael Krauss (Hg.), *Die Aktualität der Moderne und die Architektur der Fünfziger Jahre*, Kassel, Architektursalon 2007, S. 33-43.

<sup>18</sup> Iris Hanika: „Zukunft und nichts anderes“, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Berliner Seiten, 6.3.2002.

derne hindurch für die wechselnde Bewertung der Moderne überhaupt. Dieser Diskurs ist überhaupt ein Musterbeispiel für die Zeitgebundenheit von Bewertungen und für die ausgesprochene Geschichtspolitik, die gerade in der architekturgeschichtlichen Diskussion betrieben wird. Man könnte überlegen, ob es daran liegt, dass wir immer noch im anthropologischen Zeitalter leben, für das die elementare Territorialität des Raumes unauflösbar mit der elementaren Leiblichkeit des Menschen verschränkt ist. Medientheoretiker würden das allerdings sehr anders sehen, und das mit Grund.

Aber worin besteht diese vergangene Zukunft, an die das Hansaviertel erinnert und die der Autor des eingangs zitierten Geburtstagsartikels meint, bevor er die Sache ins Sozialutopische überzieht? Meine These ist: Das Hansaviertel steht für den Versuch einer architektonischen Selbstbegründung der Mittelschichtgesellschaft und zwar nicht der amerikanischen, sondern der bundesdeutschen – eine Mittelschichtgesellschaft, die im Übrigen auch die Situation der 50er Jahre aufnimmt als eine Situation der Not und im Grunde als eine Situation der großen Ungewißheit gerade wegen dieses Aufstiegs- und Abstiegsmodells. „Selbstbegründung“ nicht verstanden als Legitimation – es geht hier nicht um Utopie –, „Selbstbegründung“ vielmehr verstanden als Setzung einer selbsttragenden, einer selbstgemachten und dennoch unbezweifelbaren Positivität. Die Mittelschichtgesellschaft ist tatsächlich in dieser Hinsicht eine Sozialutopie, wenn auch keine besonders dramatische. Vielleicht ist es dieses Undramatische, was diese Sozialutopie nicht als Utopie kenntlich macht. Und das Hansaviertel ist, gerade in seiner Eigenschaft, eine Leistungsschau der Architekturmoderne im Auslaufhorizont ihrer klassisch-modernen Phase zu sein, das Modell für die materielle Form oder die materielle „Hülle“ dieser Gesellschaft, die durch und durch auf soziale Mobilität gegründet ist und in ihr begründet sein will. Das hat einen Aspekt, den ich wenigstens skizzieren möchte und der, glaube ich, sehr viel ausmacht für die Frage, wie die Wahrnehmung des Hansaviertels heute sich kurzschließen läßt mit einer ganz besonderen Schicht der Selbstwahrnehmung der Interbau von 1957, wie sie sich nicht nur in den offiziellen Publikationen dokumentiert, sondern auch in vielen Retrospektiven, nämlich eine Wahrnehmung, die die auffallende Heiterkeit des Ganzen in den Vordergrund stellt und die Aufbruchsstimmung, die mit dieser Heiterkeit verbunden war.

Es gibt seit den 20er Jahren – mindestens seit den 20er Jahren, aber in der Soziologie seit den 20er Jahren – eine Diskussion über die Struktur moderner Gesellschaft, die sich an der Entstehung und an der rasanten Ausdehnung einer neuen sozialen Großgruppe orientiert, nämlich den Angestellten, die zumindest nicht ohne Probleme in die üblichen Klassen- und Schich-

tungsmodelle eingebaut werden kann. Wir haben da ein kategoriales Problem, das allerdings nicht nur ein kategoriales Problem ist für eine Soziologie, die in binären Schematismen gefangen bleibt, sondern auch ein Problem der Sache. Natürlich handelt sich dabei auch um soziologische Scholastik, das will ich nicht verschweigen, aber es gibt darin eben doch auch eine Dimension, die für die Sache von Interesse ist und die möglicherweise ein besonderes Licht auf das wirft, was dann in den 50er Jahren der Fall war: Sind die Angestellten eine besondere Schicht innerhalb eines weiterhin bestehenden antagonistischen Klassenverhältnisses oder sind die Angestellten eine eigene, eine neue Klasse – und zwar im starken Sinne des Begriffs „Klasse“, also einer sozialen Großgruppe mit einem spezifischen Weltverhältnis? Entscheidend ist hier diese zusätzliche Bestimmung, die die Mittelschichtdiskussion über die Theorie des „Standardpakets“ hinaus leitet. Schließlich ist der Klassenbegriff ja nicht nur ein ökonomischer Begriff, sondern es ist ein Begriff, der tatsächlich ein gesamtes Weltverhältnis bezeichnet und nur so innerhalb der Marxschen Konzeption seinen Sinn bekommt, denn sonst, wenn er nur ein ökonomischer Begriff wäre, ließe sich ja denken, dass der Antagonismus der Klassen auch einen Ausgleich finden könnte. Aber in der Marxschen Geschichtstheorie gibt es keinen Ausgleich und das Proletariat siegt notwendigerweise über die Bourgeoisie.

Ist also die Gruppe der Angestellten, die spätestens Ende der 20er Jahre in Deutschland eine so wichtige Gruppe wurde, daß sie für die Soziologie zu einem Gegenstand der Reflexion geworden ist, eine Schicht oder eine Klasse? Handelt es sich bei den Angestellten um eine nur ökonomisch bestimmte oder handelt es sich um eine über eine eigene Kultur bestimmte soziale Großgruppe? Das ist nicht unwichtig, wo es um die Frage geht, in wieweit die zunehmende Dominanz dieser Gruppe nicht nur sozialstrukturelle, sondern kulturelle Effekte hat. Es war Siegfried Kracauer, der seine Untersuchungen über die Berliner Angestellten, die dann 1929 als Buch erschienen sind, von vorneherein als Versuch angelegt hat, eine eigene Angestelltenkultur zu identifizieren. Und diese Angestelltenkultur war die damals schon relativ organisierte Massenkultur einer modernen Metropole.<sup>19</sup> Für Kracauer waren die Angestellten eine neue soziale Wirklichkeit, nicht nur eine soziale Gruppe, sondern eine ganze soziale Wirklichkeit, eine geradezu organisierte soziale Wirklichkeit und sie waren die prototypische Verkörperung sozialer Modernität. Denn die strukturelle Bewandnis der Angestellten bestand darin, dass sie die Klassendichotomie von vorneherein auflösten. In dieser Auflösung der Klassendichotomie waren sie deshalb der lebende Beweis

---

<sup>19</sup> Vgl. Makropoulos, *Theorie der Massenkultur*, S. 78ff.

dafür, dass die traditionale Vergesellschaftung, die eine Klassenvergesellschaftung war, an ein Ende kam. Und mit ihr die tragende sozialstrukturelle Dichotomie und das daran orientierte binäre Gesellschaftsverständnis. Was nämlich die Angestellten auszeichnete, war Traditionsentbindung und soziale Ortlosigkeit als dauerhafte Resultate einer primären sozialen Mobilität. Sie hatten keine Bindung mehr an „Herkunft und Scholle“. Und damit korrespondierte, daß sie „geistig obdachlos“ waren.<sup>20</sup>

Die „geistige Obdachlosigkeit“ der Angestellten war eine Bestimmung ihrer metaphysischen Situation, die Kracauer im Anschluß an Georg Lukács verwendet hat, der wechselweise entweder von der „transzendentalen Obdachlosigkeit“ oder „transzendentalen Heimatlosigkeit“ des modernen Menschen gesprochen hatte, also von einem Leben, dem alle erfahrungsleitenden Begriffe fehlen.<sup>21</sup> Wenn die Transzendentalien das sind, was die Erfahrung leitet, dann bezeichnet „transzendente Obdachlosigkeit“ ein Leben, das überhaupt keine Erfahrung generieren kann, denn Erfahrung kommt nur zustande, wenn sie von Transzendentalbegriffen angeleitet wird. Wenn aber keine transzendente Heimat mehr existiert, wie Lukács meinte und Kracauer für die Angestellten übernommen hat, charakterisiert dies ein Leben ohne erfahrungsleitende Begriffe. Entsprechend war die Angestelltenkultur schon deshalb eine Kultur, die vollkommen offen war für die „Kulturindustrie“ und für die organisierte Massenkultur. Aber die Massenkultur war in diesen Konzepten der Moderne nicht einmal das Surrogat eines transzendentalen Obdachs, um bei der Metapher zu bleiben. „Geistige Obdachlosigkeit“ und massenkulturelle Oberfläche, das war gewissermaßen das kulturelle Charakteristikum dieser ‚neuen Klasse‘ Ende der 20er Jahre. Und Berlin war die modernistische Hauptstadt der Klassischen Moderne und genau die Stadt, in der diese ‚neue Klasse‘ ihre Lebensform realisierte. Es gab natürlich auch damals schon Versuche, für die neue Lebensform der Angestellten eine entsprechende architektonische Form zu finden. Bekannt sind etwa die Versuche von Hans Scharoun, mit Apartmenthäusern der zunehmenden Individualisierung in dieser Gruppe Rechnung zu tragen. Bekannt sind auch die Versuche, die Bebauung der Siemensstadt als neue urbane Architektur zu deklarieren, die gegen die frühen klassisch-modernen Siedlungen wie etwa die Britzer Hufeisensiedlung gesetzt wurden und in denen die Anerkennung der Individualisierung gegen eine Erneuerung des Gemeinschaftsgeistes durch Architektur gesetzt wurde. Aber das sind alles Versuche, die

<sup>20</sup> Siegfried Kracauer: *Die Angestellten. Aus dem neuesten Deutschland. Schriften*, Bd. 1. Frankfurt/Main 1974 (1929), S. 215 bzw. 282.

<sup>21</sup> Georg Lukács: *Die Theorie des Romans. Ein geschichtsphilosophischer Versuch über die Formen der großen Epik*. Darmstadt/Neuwied 1971 (1920), S. 32 bzw. 52.

doch im Horizont dieser Negativbestimmung der Mittelschicht stehen, nämlich als einer sozialen Großgruppe, die im Grunde weder Proletariat noch Bourgeoisie ist und die infolgedessen nach traditionellem Verständnis geistig und kulturell völlig haltlos ist.

Ich denke, und ich will damit zum Ende kommen, daß sich genau das in den 50er Jahren ändert und die Frage aufwirft, inwieweit es möglich ist, gerade durch eine Architektur, die zwei Prinzipien gehorcht, die hier und nicht nur hier realisiert sind, eine kulturelle Selbstbegründung der Mittelschicht zu leisten. Und zwar durch eine Architektur, die die beiden Prinzipien einer offenen Form und einer standardisierten Vielfalt realisiert, wie sie für die Bauten des Hansaviertels charakteristisch ist. Wir haben heute Vormittag genügend Beispiele diskutiert, wie in der Bebauung des Viertels diese Verschränkung einer offenen Form mit einer standardisierten Vielfalt stattfindet, die die Standardisierung gerade nicht als ein Prinzip des Zwangs versteht, sondern als eine Voraussetzung von Freiheit. Und vor diesem Hintergrund scheint mir, dass die heitere Atmosphäre, die im Sommer 1957 auf der Interbau geherrscht haben muß, in gewisser Weise nicht nur die gebaute Gegenwelt zu der zerstörerischen Welt des Krieges war und auch nicht nur die gebaute Gegenwelt zur bedrohlichen Welt des Stalinismus, die ja in der Stalinallee Stein geworden war, sondern daß es auch der Ausdruck einer Gegenwelt gegen die Melancholie war, mit der die alten Theorien der Mittelschicht versucht haben, die Mittelschicht zu verstehen, ohne ihr wirklich die Möglichkeit zu geben, sich selbst zu begründen.

(In: Sylvia Stoebe, Michael Krauss (Hg.): *Hansaviertel & documenta urbana*. Kassel, Architektursalon 2008, S. 113-129)